Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 33 (1943)

Heft: 3

Artikel: Fastnacht in Arth von dazumal (1870-1885) [Schluss]

Autor: Rickenbach, Jakob

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1004551

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZER VOLKSKUNDE

KORRESPONDENZBLATT
DER SCHWEIZ. GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE

Erscheint 6 mal jährlich

33. Jahrgang | Heft 3 | Basel 1943

Fastnacht in Arth von dazumal
(1870—1885).

Von Jakob Rickenbach, Arth.

(Schluss.)

Die Tanzmusiken waren in jener Zeit besser als jetzt, das darf ich dreist behaupten. Es waren keine solche zusammengewürfelten Mannschaften, die vielleicht noch nie zusammen gespielt hatten, aus allen Himmelsgegenden kamen, sich kaum kannten und auch im Spiel nicht harmonierten. In den kleinern Tanzplätzen waren meist nur Handorgeler, vielleicht noch eine Bassgeige, selten eine Klarinette. Was aber die grössern und bessern Tanzplätze waren, so hätten sich diese geniert, solch ungereimte Musik zu haben, wie man solche jetzt oft trifft. Jeder Wirt legte seinen Stolz darein, eine richtige, d. h. fünf Mann starke und gute Tanzmusik zu besitzen. Alle Wirte wetteiferten miteinander. Meistens bestand sie aus einem Trompeter, einem Klarinettist, zwei Violinen, einer Bassgeige; das war gäng und gäb. Man besass damals noch keine Klaviere und kein Saxophon, aber dafür ausgezeichnete Trompeter und Klarinettler; auch die übrigen waren gute Musiker und aufeinander eingespielt. Die Klarinette und der Trompeter wechselten immer ab, den ersten Teil spielte für gewöhnlich das Klarinett, den zweiten der Trompeter; jeder hatte sicher ein Solo im Tanz, nicht wie jetzt, da das Klarinett ständig Solo spielt. Zu meiner Zeit waren die bekanntesten die sog. „Hudeliger", d. h. der Hans Fuchs von Ein-

Der Waldbruder und d'Sennttrichlä mit der Holzschuohmaschgerä.

siedeln, die Henggeliger von Aegeri, wie auch Herr Müller & Söhne, ebenfalls von Aegeri. Die Arther hatten auch eine, aber der Klarinettist, Lokomotivführer Abegg, hatte einen „saumässigen Güssiton" im Klarinett. Sie waren nicht die besten. Die später kommende, Xaver Kamer, war besser und spielte gut.

Man hatte damals noch die sog. „Gigäbänk", auf denen fünf bis sechs Musiker Platz hatten. Es hiess eben früher oft: „Dä Musigg ä Doppelliter uf de Gigäbänk ufä". Dafür wurden den Tanzenden noch zwei, drei Stückli darüber hinein gegeben. Es kam auch vor, dass diese oder jene ein extra Rästli für sich allein beanspruchten, dafür erlegten sie eine Gesamtsumme und es durfte niemand „driusä" als die Betreffenden. Der letzte, den ich sah, der ein extra Rästli bezahlte, war der „Furrämössler", Hürlimann-Rickenbacher. Er ging damals zu seiner spätern Frau

Sihli-Chlöpfäli und d'Blätz oder 's Rollächleid.

„z'Dorf". Es war bei Viehdoktor Kamer. Ich hatte gerade auf das Rästli hin eine gefragt und ging ebenfalls driusä. Da streckte der Pitsch, Pius Rickenbacher, ein Goldstück in die Höhe und rief: „He, Tanzschenker, ä extra Rast! Der Herr da zahlt ä Näpel defür!" Ich wollte nicht zurückkrebsen und tanzte mit; da hiess es schleunigst: „Usä! Du hesch nüd z'tueä da driusä!" Aber der Pitsch, der mich gut kannte und mochte, sagte: „Der Jaköbi darf au driusä, er ist au ä Rickebach", und ich tanzte mit der Gesellschaft das Rästli fertig. Solche Sachen kamen viele vor damals. Nicht jeder durfte aber mitmachen wie ich.

Auch sind schon daraus die schönsten Schlägereien entstanden, wenn sich einer trotz Warnung driusä begab.

Ein beliebter Sport beim Tanzen war früher das „Fülligen ufäschla". Es ging eben früher gemütlicher und bodälustig zu und her. Man mag es jetzt taxieren, wie man will, es macht sich eben jeder auf seine Weise lustig. Man war, ehe die Gotthardbahn kam, so ziemlich von der Welt abgeschnitten, nicht jeder vermochte zu reisen, und man kannte von dem vielen Sport nichts. Musik, Gesang, Theater, Turner und Kirchenchor, das war alles, und nicht jeder durfte da mitmachen. Beim Theater musste es einer als eine Ehre ansehen, wenn er mitmachen durfte. Bei den Turnern waren nur die geweckten, schneidigen „Dörfler" dabei; Musik und Gesang konnte nicht jeder, auch das Schützenwesen brauchte damals viel Geld, Als Vereinsabend gab es nur den bekannten und bestberühmten Cäcilienabend. Also musste alles, d. h. die Vergnügungsgefühle, auf die Kilbi, den Cäcilienabend und hauptsächlich auf die Fastnacht aufgespart werden. Diese mochten beim Tanzen allein nicht ganz hinaus, und so äusserten sich denn die überschüssigen Kräfte auf oft sehr unangenehme Weise. (Das ist auch heute noch der Fall, da bei verschiedenen Anlässen die Bergbauern immer grampolen und schläglen müssen. Klausumzugabend 1938).

Also, die Tanzplätze waren meistens nicht hoch, da damals fast alle Wirtschaften sich im ersten Stock befanden, so dass man mit einem Hupfer die Decke mit der Faust gut erreichte. Nehmen wir das Tanzen vorweg. Damals wurde schön der Reihe nach getanzt, d. h. so lange Platz war, und ich hätte es keinem geraten, so herum zu wackeln, wie viele es jetzt tun; er wäre sicher geflogen. Man hätte ihm ein Bein gestellt oder einen Schupf gegeben, dass er überflogen wäre. Dazu hätte alles gelacht. Der Schottisch war immer lebhaft und ein Teil davon wurde gebödelet. Es gab Tänzer, die das Bödelen sehr gut konnten, die kreuzten die Beine übereinander, schlugen den einfachen und dann den Doppelschlag. Gewalzert wurde sehr viel „hindersi", d. h. links herum. Der Polka war sehr schön, wie nämlich alle auf den Takt in der Mitte des Tanzplatzes zusammen kamen und wieder auseinander gingen. Etwelche tanzten noch Figuren hinein, d. h. sie liessen die Tänzerin los, knieten nieder und drehten sich im Aufstehen auf dem Knie herum. Andere bödelten den Vierertakt heraus und wieder zurück. Wieder andere Tänzer hoben die Hand in die Höhe, die Tänzerin fasste dessen Zeigefinger und drehte sich unter dem Arm des Tänzers um sich selbst, während der Tänzer bödelte oder auf den Fusspitzen trippelte. Was man jetzt gar nicht mehr sieht, war, dass der Tänzer mit der linken Hand die des Mädchens

auf seinen Rücken hielt. Es gab dies dem Tanz einen besseren Schwung und war sehr leicht. Damals wurde auch noch hin und wieder der Vögeli-Schottisch von allen getanzt; er ist aber verloren gegangen. Vom Allewander und Muothathaler weiss ich nichts mehr, der war damals schon verloren. Es gab nur wenige, die ihn noch tanzen konnten, darunter der Pitsch und der Brennerwiedeli.

Zum Schlusse des Rästli kam der Ländler. Man hatte damals noch die echten Schwyzer Ländler, nicht die importierten Niederrheinisch-Bayerischen und aller Teufel durcheinander, die jetzt mit ihrem verrückten Tempo in ein Surrlimurrli ausarten. Das sind nicht mehr die Ländler von damals. Die Bauernklarinetten machen alle möglichen Teile ineinander. Die alten Tänze waren alle sehr lüpfig, kugelrund und fidel abgestimmt, so dass man schon beim ersten Ton einen Juhschrei loslassen musste. Es kribbelte einen am ganzen Körper, die Beine juckten und zuckten, Daumen und Zeigfinger rieben sich, dass es knallte: Driussä. Man fasste sein Mädchen mit den Händen um die Hüfte, sie legte die ihrigen auf unsere Schulter; so tanzte man den ersten Teil im Ring herum, und liess sie dann, juh schreiend, plötzlich los, indem man sich wirbelnd im Kreise drehte. Das gleiche vollführte auch sie, die Linke in die Hüfte gestützt, mit der Rechten den Rock etwas hochhebend. Beim nächsten Teil juckte man in die Nähe der Tänzerin, wenn möglich mit einem Sprung zu gleichen Füssen, und fing an zu bödelen, drehte sich um sich selbst, schlug mit den Händen im Takt auf die Schenkel, hüpfte in die Höhe und schlug unter den Beinen die Hände zusammen, kniete nieder, sprang auf und schnalzte und balzte wie ein Auerhahn um das Mädchen herum. Zum Schluss schlug man für gewöhnlich auf den letzten Takt mit der Faust an die Decke hinauf. Das hat manche Füllung aus den Fugen geschlagen, wofür ein Franken bezahlt werden musste. Im „Schlüssel“ hatten sie eine Füllung, die nur lose eingelegt war; sie bekamen so manchen Franken dafür, da sie dieselbe nur wieder herunter zogen.

Ich muss hier einen Fall erwähnen, der mir an einer Walchwiler Kilbi passierte. Vielerorts waren Querzüge unter der Decke durch. Ich war nun im Eifer des Tanzens, d. h. Gäuerlens, wie das Ländlern eigentlich heisst. Es war im „Engel“, und ich dachte nicht mehr an die Balken, und als ich zum Schluss mit der Faust an die Decke schlug, traf ich die Kante derselben. Für einen Augenblick glaubte ich, die Hand sei gebrochen; ich setzte mich an den Tisch, die Hand vorsorglich darunter haltend. Dann besah und befühlte ich sie: Gott sei Dank, es war nichts gebrochen, aber augenblicklich hatte ich eine Geschwulst, wie eine Nuss so hoch, und lange noch spürte ich den Schlag.

Damals hatte es noch überall Tanzschenker. Sie waren schmucke, junge Burschen, handfeste Kerls (mit neunzehn Jahren habe ich in Sitten in Stellung einen 100 Kilo schweren Mehlsack vom Boden auf die Schulter genommen). Jeder hatte ein bis zwei Tanzschenkermaitli bei sich, die nebenbei servierten,

Der Tanzschenker wott iziehä.

aber eigentlich fürs Tanzen da waren. Die Hauptsache war die Tanzschenkerkappe mit dem Maien darauf. Es war eine runde, rote Mütze, links seitwärts ein feiner Maien aus künstlichen oder gedörrten Blumen. Es wurde sehr darauf gesehen, dass man einen schönen Maien hatte, um die andern damit auszustechen. Im obern Land Schwyz, schon von Lauerz an, hatten die Tanzschenker

immer das rote Meerrohrstöckli, mit dem sie an die Decke schlugen und dazu riefen: „Ä frische Rast, zogä am Bogä.“ Wir da unten hatten den Tanzschenkerteller aus Blech, denn es war eine besondere Freude, dem Tanzschenker denselben aus der Hand zu schlagen, wenn er vorbei kam. Das nahm man an, ohne darauf zu achten, oder man machte einen Witz dazu. Wir streiften den Teller an den Westenknöpfen herunter, dass es klirrte, um die Tänzer aufmerksam zu machen, wenn wir den „Gigäschillig“ einziehen wollten.

Der dritte Tanz im Rästli war der Polka. Da begab sich der Tanzschenker schon während des Tanzes driusä und rief: „Zogä am Bogä, ebänäso, so, sosooo.“ Er machte seine Künste, indem er verschiedene Figuren tanzte, mit dem Teller an den Westenknöpfen riegelte und zum Schluss rief: „Ahstah!“ Jetzt wurde der Reihe nach der Gigäschilling eingezogen, hernach klopfte er mit dem Teller an die Decke und rief: „Zogä, es gaht vergäbä.“ Ein Tanzschenker hatte es oft sehr streng, denn er musste am Anfang des Tanzes die Leute engagieren. Es hatte einige, die am Anfang nicht tanzen wollten, wenn man sie nicht engagierte. Es ist immer so, wo ein „G'stung“ ist, wollen alle drücken. Aber auch dagegen wussten die damaligen Tanzschenker ein Mittel. An der Kilbi hiess es meistens: „Du, Jakobi, chum de cho de Vortanz machä, chast de ä paar Rästli vergäbä tanzä.“ Wir Jungen hatten dann nichts Eiligeres zu tun, als am Anfang von diesem zu jenem Tanzplatz zu springen, denn so lang noch wenig Tänzer driusä waren, konnte man umsonst tanzen. Das lockte dann die andern immer an, wenn sie sahen, dass es so bodälustig zuging, und der Tanz kam in Fluss. Wenn viele Tänzer da waren, wurde natürlich nicht mehr engagiert, dafür musste der Tanzschenker die Musik treiben, dass sie kurze Pausen machte und schnell vorwärts spielte. Dann gab's kurze Rästli, höchstens fünf Tänzli, damit es rentierte. Der Tanzschenker übernahm sehr oft den Boden, und wenn er da auf seine Rechnung kommen wollte, d. h. etwas verdienen wollte, hiess es eben arbeiten. Man machte einen schönen Taglohn. War man bezahlt, gab's 10 bis 12 Franken, ein Trinkgeld und Kost dazu, später 20 bis 25 Fr. Beim Boden-Übernehmen kam einer oft auf 25 bis 50 und noch mehr Franken Profit. Er musste natürlich die Musik bezahlen, sowie das Essen, Trinken und Rauchen für sich und die Musik, selbstverständlich um billigen Preis. Die Musik kostete damals für fünf Mann 50 Franken, später immer etwas mehr. Dazu kamen Kost, Trank und Zigarren.

Fast nach jedem Rästli musste der Tanzschenker den Boden wischen und Seifenmehl streuen, damit er recht „gäng“ wurde.

Gute Tanzschenker waren damals gesucht. Solang wenig Leute waren, „furlete“ er am Anfang des Rästli immer im Tanzplatz herum, um die andern zu reizen, und riss seine Sprüche und Witze. Mein Schwager, Schuhmacher Anton Bürgi, war ein Unikum im Witze reissen. Wenn dann ein sog. „G'stung“ war, unterblieb das alles. Beim Engagieren kam es auch vor, dass ältere Herren, die nicht mehr tanzen wollten, einem jüngern ein Rästli zahlten oder dem Tanzschenker 50 Rappen gaben, da sie der guten Musik wegen kamen und den Platz nicht umsonst versperren wollten, denn Nicht-Tanzende sah man im Hochbetrieb nicht gern.

Auch eine sehr heikle Arbeit wurde dem Tanzschenker übertragen. Es kam oft vor, dass es Händel und Streit gab, wenn die Geister etwas geweckt waren. Der Wirt sah solches niemals gern. Wenn er selber nicht der Mann dazu war, so rief man kurzerhand den Tanzschenker. Da kam es denn darauf an, wer der Streitende war, d. h. was für eine Person. Wenn ein Unbekannter mit einem „Hiesigen“ in Streit geriet, war die Sache einfach. Man nahm den Kerl am Hosenboden und zog ihn, da er ja rückwärts keinen Stand fand, hinaus und warf ihn über die Treppe hinunter. Wie bemerkt, wurde ja im ersten Stock getanzt. Man hatte auch immer Hilfe an dem, der mit dem andern im Streit lag. Kitzliger wurde die Geschichte, wenn einer den Tanzschenker foppte oder sonst mit ihm Streit suchte. Gegen den Morgen hin hatte auch der Tanzschenker einige hinter die Binde gegossen, dazu kam sein junges Blut, und wenn dann gar noch seine „Flamme“ anwesend war, liess er sich nicht mehr alles gefallen. Da hiess es „handli“ machen, gar wenn der Gegner als Schläger bekannt war. Erstens nicht anfassen lassen, oder wenn es zu spät war, mit dem Knie eins unter den Magen hinauf geben, wegschupfen und schleunigst auf ihn los und „raus damit“. Auch hatte man immer Leute, die einem zu Hilfe kamen.

Ich erinnere mich an eine Kilbi, wo zwei, ein Fabrikarbeiter und ein anderer, Händel anfingen. Ich wurde von den unsern gerufen und verwarnte die beiden als Tanzschenker, sich ruhig zu verhalten. Dann ging ich wieder in den Tanzplatz hinaus, wo der Brennerwieseli war; der sagte: „Loh doch diä la machä, es ist ja glich, öpp diä änand de Grind verschlönd oder nid.“ Kaum hatte ein Rästli begonnen, ging's hinten los. Wir sahen ruhig von vorne dem Spektakel zu, obwohl die unsern uns riefen, wir sollten teilen gehen, und lachten wie die Narren, wenn einer eins abbekam. Da auf einmal wirft der andere den Fabrikarbeiter auf das Steinöfeli, dass es krachte. Wir dachten, mit dem ist's fertig. Im Sprung waren wir hinten, packten den andern, aber wir hatten ihn kaum unter der Tür, springt der Tot-

geglaubte wieder auf, und so spedierten wir gleich beide die Treppe hinunter und mit dem obligaten Fusstritt auf die Strasse. Gegen den Morgen ging der Spektakel von neuem los, aber bei Negelers und unserm Gartenhag. Am Morgen sahen wir Blut und Fleischfetzen, wo einer mit der Hand in die Spitzen des Eisenhages hinein geschlagen hatte. Es ist merkwürdig, und ich habe mich oft gewundert, wie solche Keilereien so glimpflich abgelaufen sind und nicht der oder jener auf dem Platze liegen blieb. Es wurde doch in voller Wut geschlegelt, mit Stotzen, Fidibus, Stuhlbeinen, Fäusten, oder was einem gerade im Handgriff lag, drauf los gedroschen, traf es wo es wolle, das war egal, und doch war es selten so gefährlich, wie es den Anschein hatte.

Das waren die Unannehmlichkeiten des Tanzschenkers, aber Ende gut, alles gut. Am Morgen kam das Geldzählen; war es ein guter Tag, lohnte es sich, es gab ein gutes Trinkgeld, oder einen grossen Verdienst, wenn er die Stube hatte. Zum Schluss musste er die Tanzschenkermaitli heimstossen, was zwar auch aufregte, aber ein ganz anderes Gefühl erzeugte. Darüber hörte man manch lustiges Stückli erzählen. Oft hatte man noch Zeit, beim Mädchen einen Schwarzen zu brauen, oft war es aber schon heller Tag, wenn man das Mädchen in den Schal wickelte, fest umschlang und heimbeförderte.

Bevor aber das kam, wurde immer noch der „Chuchirast“ getanzt. Wenn es dem Ende zuging, rief der Tanzschenker, gar wenn er sah, dass er gut abschliessen konnte: „Der Chuchirast.“ Der wurde von der Musik am liebsten gespielt. Es war ein Rästchen ohne Unterbruch zwischen den einzelnen Tänzen. Es wurden die fünf Tänze: Schottisch, Walzer, Polka, Masurka und Ländler fortlaufend ineinander hineinlaufend gespielt. Dann hiess es: „Jetzt gönd mir hei, go dä Laubsackwalzer machä.“

Ein lustiges Stückli zum Schluss, das dem alten „Baschjochem“, d. h. Sebastian Joachim Weber, passierte. Er war eben heimgegangen, sein Tausli zu holen, um im Rindel draussen seine Kühe zu melken, und kam an der Krone vorbei, als er noch dudeln hörte. Der Teufel packte ihn am rechten Ohr, zog ihn die Treppe hoch, da wurde der „Chuchirast“ gespielt. Der Baschjochem, nicht faul, stellt das Tauseli ab, schoppt seinen Länder, d. h. die Weste, darin hinein und tanzt drauf los, wie der Lump am Stecken. Jetzt ist es aber höchste Zeit, das Tauseli wird umgehängt, und spornstreichs geht's dem Rindel zu. Als Baschjochem in der Sennhütte seine Milch in den Siener leert, kommt zuletzt der Länder heraus. Er hatte vergessen in seinem Katzenjammer, ihn wieder aus der Tause zu nehmen. Frohsinn, Gemütlichkeit und etwas Übermut waren die Parole der damaligen Tanztage.

Es kommt mir noch in den Sinn, dass ich vergass, einer Person ein Denkmal zu setzen, die uns Buben viel Freude gemacht hat, nämlich dem „Schneider Liuggi". Es war ein kleines, lustiges Männchen, über das viele Spässe zu schreiben wären. Das Maskengehen war eine seiner Lieblingsfreuden, und er erschien damals an jedem Fastnachtstag. Wir konnten ihn necken, schupfen und mit Schneeballen bewerfen, wie wir wollten, er wurde nie bösartig. Er hupfte auf ein Bein und schrie: „Ohä", wenn ihn ein Wurfgeschoss traf. Dann kam er unverhofft uns nachgerannt, als ob er uns fangen wollte. Das gab für uns ein Gaudi. Ich erinnere mich, wie ich Schulbub war, da kam er einmal mit einer „Chräze" daher, und darauf war ein Löffel aufgesteckt, und auf einem Zettel an der Chräze war zu lesen: „Der Bismarck sagte, als die Bourbakische Armee in die Schweiz kam, die Schweiz hätte nicht genug Löffel, dieselben zu füttern; da fehlte einer, und den trag ich jetzt bei mir." Liuggi war in päpstlichen Diensten gewesen, ein lustiger Kauz und voll Witz. Über das Jenseits sagte er: „Wenn ich überechummä, heisst es einist: Liuggi, nimm ä Budel und lass dich am Seil nah abe."

Von Glocken, Glockengüssen und Läutebräuchen im Luzernerbiet.

Von Jos. Arnet-Graf, Grosswangen.

Im Abendland vernehmen wir zuerst in der Legende des hl. Theodul oder St. Joder, Bischofs von Sitten im 8. Jahrhundert, von der Existenz und dem Gebrauche der Glocken in der christlichen Kirche[1]).

Als die ersten Glockengiesser erscheinen die Benediktiner. So wurden 850 in der Benediktiner Abtei Fulda Glocken gegossen. Um das Jahr 1000 erscheint im Kloster St. Gallen der Mönch Tanco als Glockengiesser, und um die gleiche Zeit führt Papst Johann XIV. die Glockenweihe ein[2]).

Während der Glockenguss in der ersten Zeit Privileg der Klöster war, entwickelte er sich seit dem 13. Jahrhundert zum

[1]) cf. E. Lippert, Glockenläuten als Rechtsbrauch, p. 1: „Ausserhalb Roms bezeugt Gregor von Tours um die Mitte des 6. nachchristlichen Jahrhunderts Glocken . . . im Rhonetal" und „Im deutschen Sprachgebiet ist die Glocke im 7. Jahrhundert erstmals zu erweisen. Der Abt Gutberct von Weremouth, ein Schüler des englischen Benediktiners Beda, schenkt dem Bischof Lullus von Mainz eine Glocke " Weitere Angaben s. bei F. Blanke, Columban und Gallus, p. 68 u. p. 224; Ch. Caminada, Die Bündner Glocken, passim (Red.) — [2]) cf. Lippert, a. a. O., p. 2: „798 erlässt Karl der Grosse ein Verbot der Glockentaufe. Dies ist zugleich der früheste einstweilen bekannte Beleg für den Brauch." (Red.)